
Sanitätsrat Dr. Ernst Graska

Arzt und Geburtshelfer

FRIEDEL RÖSLER

Mein ehemaliger Klassenlehrer hatte in Burg geheiratet und seine Frau sollte nun ein Kind bekommen. Bei der letzten Untersuchung stellte der Arzt fest, es würden Zwillinge werden. Aber wenn es losgehe, sollte der Lehrer sofort die Hebamme holen und auch ihm gleich Bescheid sagen, so Dr. Graska. Er würde dann zur Hausgeburt kommen, denn da könnte es Komplikationen geben. Mein Lehrer wohnte etwa sieben Kilometer von Dr. Graska entfernt in Burg-Kaupfer und es musste alles per Fahrrad erledigt werden.



Als es soweit war, radelte er los. Nachdem er die Hebamme informiert hatte, zum Arzt und wieder nach Hause gefahren war, da hatte er schon mehr als 20 Kilometer in den Beinen. Nun konnte es losgehen. Aber die Geburt zog sich lange hin. Schließlich meinte Dr. Graska, er müsste die Zange zu Hilfe nehmen.

Er bekam einen großen Schreck, als er bemerkte, dass er die Zange für die Geburt vergessen hatte. „Nun fahren Sie aber so schnell Sie können zu meiner Frau und holen Sie die Zange. Es besteht Gefahr für Frau und Kinder.“ Unser Lehrer nahm das Fahrrad fuhr wie der Teufel. Bei der Arztfrau angekommen, konnte er schon fast nicht mehr. Frau Graska packte schnell die Zange ein und sagte: „Aber beeilen Sie sich!“ Und unser Lehrer fuhr wie um sein Leben die vielen Kilometer wieder zurück.

Zu Hause angekommen, fiel er fast vom Rad und konnte nicht mehr. Dr. Graska erwartete ihn seelenruhig an der Tür gelehnt und sagte: „Aber wissen Sie, ein bisschen schneller hätten Sie doch wirklich fahren können!“ Gott sei Dank ging die Geburt für die Frau und zwei gesunde Töchter gut aus.

Die Schwabacher - eine Schrift für die Wenden?

WERNER GRAHM

In den letzten Jahren konnte man in Abständen in verschiedenen Beiträgen regionaler Zeitungen ein Bedauern darüber vernehmen, dass die Wenden ihre Sprache in gedruckter Form nicht mehr in ihrer ursprünglichen Form wiederfinden würden und wiedergeben könnten. Als ursprüngliche Form wurde dabei die Schrift genannt, die den Namen „Schwabacher“ trägt. Diese Autoren vermittelten oft den Eindruck, als wäre die Schwabacher eben eine „wendische“ Schrift. Das ist sie aber nicht. Die slawischen Sprachen, auch Polnisch, Tschechisch und Sorbisch, beruhen auf dem lateinischen Alphabet mit den vielen verschiedenen Akzenten und Sonderzeichen.

Die Schwabacher war aber seit der Zeit der Reformation eine verbreitete und beliebte deutsche Schrift. Woher der Name stammt, konnten die Fachhistoriker bis heute nicht feststellen. Überwiegend wurden und werden Schriften nach dem Namen ihrer Schöpfer benannt. Das Schriftbild der Schwabacher geht auf fränkische Frühdrucke zurück. Ein Künstler dieses Namens ist aber offensichtlich nicht nachweisbar. Man könnte vermuten, dass eventuell ein Drucker aus Schwabach diese Schrift nutzte. Dieser

Ort liegt südlich von Nürnberg, was damals ein Druckzentrum war. Viele Flugschriften Martin Luthers und Thomas Müntzers sind in der Schwabacher und auch in Nürnberg gedruckt. Sie erlebte natürlich Modifikationen im Schriftbild. Es gibt verschiedene Schnitte davon, was auch auf andere bekannte Schriften zutrifft.

Der „Zeitgeschmack“ war, wie heute auch, Quelle für Neues. Zu jeder Stil-epoche sind Schriften zuzuordnen. So folgte der Schwabacher die Fraktur, wovon es viele Schriftfamilien gibt. Der Laie erkennt die Unterschiede nicht, und im Volksmund werden alle „deutschen“ Schriften mit Fraktur bezeichnet, also auch die Schwabacher. Die Fachleute nennen sie Gebrochene Schriften, wozu die Gotisch, die Rundgotisch, die Schwabacher und die Fraktur zählen. Die Antiqua-Schriften gehören zu den Runden Schratzen, wo u.a. die Renaissance-Antiqua, die Barock-Antiqua, die klassizistische Antiqua und auch die so genannten Grottesk-Schriften einzugruppieren sind.

Dass in unserem Lande die Formen der „gebrochenen“ Schriften als deutsche Schriften bezeichnet wurden, hängt sicher mit Luthers Übersetzung der Bibel

ins Deutsche zusammen, weil sie in einer Fraktur gedruckt wurde. Davor erschienen Luthers Schriften und Predigten in lateinischer Schrift. Luther zeigte bekanntlich eine antipäpstliche Haltung. Die katholisch geprägten Länder blieben dem Lateinischen verbunden, und in der Anwendung der Schrift entschieden sich diese Gebiete verständlicherweise für die Antiqua.

Die Wenden in der Nieder- und Oberlausitz als slawische Minderheit inmitten der Deutschen assimilierten sich und nutzten zwangsläufig für die schriftliche Verständigung die „deutsche“ Schrift und brachten die Lautsprache mit der Schriftsprache in Übereinstimmung, weil die Fraktur keine Akzente und Sonderzeichen wie das la-

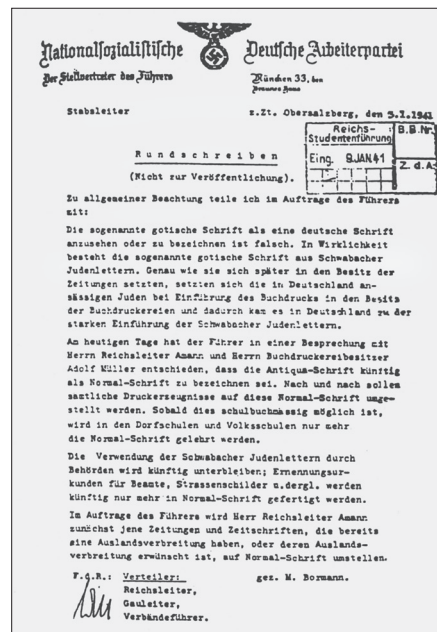
teinische Alphabet besitzt und man alles Gedruckte eben nur in Fraktur erlebte. Man transkribierte also die sorbische Schrift. Im Verlaufe der Jahrhunderte wurden aber auch einige Sonderzeichen auf die Schwabacher und andere Frakturschriften übertragen, was aber immer spezielle Sonderanfertigungen der Schriftgießerei für die Druckereien waren. Die deutsche Handschrift war die „Sütterlin“, die natürlich auch von den Wenden geschrieben wurde.

Entgegen allen Regeln zur deutschen Rechtschreibung und zum Schriftsatz der vergangenen Jahrhunderte gibt es heute allerdings Fraktur-Computerschriften, die mit allen Akzenten und Sonderzeichen des lateinischen Alphabets bestückt sind.

Mit Hitlers Machtantritt wurde das Deutschtum mehr als betont und so auch die deutsche Schrift noch stärker angewendet und strapaziert. Doch mit dem Beginn des Krieges und der Eroberung fremder Gebiete gab es plötzlich eine Kehrtwende. Die in Fraktur gedruckten Befehle der deutschen Besatzungsmacht wurden nicht verstanden, und die Ansichten der Blut- und Bodenpolitiker konnten damit auch nicht vermittelt werden.

Am 3. Januar 2006 ist es 65 Jahre her, dass Martin Bormann einen „Führererglass“ unterschrieb (siehe Faksimile), der nicht zur Veröffentlichung gedacht war. Er lautet:

„Zur allgemeinen Beachtung teile ich im Namen des Führers mit:



Die so genannte gotische Schrift als eine deutsche Schrift anzusehen oder zu bezeichnen ist falsch. In Wirklichkeit besteht die so genannte gotische Schrift aus Schwabacher Judenlettern. Genau wie sie sich später in den Besitz der Zeitungen setzten, setzten sich die in Deutschland ansässigen Juden bei Einführung des Buchdrucks in den Besitz der Buchdruckereien und dadurch kam es in Deutschland zu der starken Einführung der Judenlettern. Am heutigen Tage hat sich der Führer in einer Besprechung mit Herrn Reichsleiter Amann und Herrn Buchdruckereibesitzer Adolf Müller entschieden, dass die Antiquaschrift künftig als Normalschrift zu bezeichnen sei. Nach und nach sollen sämtliche Druckerzeugnisse auf die Normalschrift umgestellt werden. Sobald dies schulbuchmäßig möglich ist, wird in den Dorfschulen und Volksschulen nur mehr die Normalschrift gelehrt werden. Die Verwendung der Schwabacher Judenlettern durch Behörden wird künftig unterbleiben; Ernennungsurkunden für Beamte, Straßenschilder u. dergl. werden künftig nur mehr in Normalschrift gefertigt werden. Im Auftrage des Führers wird Herr Reichsleiter Amann zu-nächst jene Zeitungen und Zeitschriften, die bereits eine Auslandsverbreitung haben, oder deren Auslandsverbreitung erwünscht ist, auf Normalschrift umstellen.

Ernennungsurkunden für Beamte, Straßenschilder u. dergl. werden künftig nur mehr in Normalschrift gefertigt werden. Im Auftrage des Führers wird Herr Reichsleiter Amann zu-nächst jene Zeitungen und Zeitschriften, die bereits eine Auslandsverbreitung haben, oder deren Auslandsverbreitung erwünscht ist, auf Normalschrift umstellen.

gez. M. Bormann

Obersalzberg, 3.1.1941“.

In seinem „Meisterbuch der Schrift“

schrrieb Jan Tschichold (1902 - 1974), einer der bedeutendsten deutschen Typografen: „Schrift ist etwas historisch Gewordenes. Man muß sie studieren, um sie zu beherrschen.“

Davon hatten die drei Herren wenig Ahnung, aber sie „wussten“, dass jener unbekannte Schöpfer der Schwacher ein Jude war. Wahrscheinlich war es aber eher ein Bamberger Mönch?

Acht Jahre lang hatte man die deutsche Schrift hochgejubelt, und nun waren plötzlich sogar Buchstaben „entartet“, wie wenige Jahre zuvor Kunstwerke und Bücher deutscher Juden.

1938 forderte übrigens auch ein Lehrer aus Müschen, dass „Welkes und Artfremdes“ fallen muss. Im Selbstverlag gab er eine Broschüre heraus mit dem Ti-



tel: „Deutsche Schulgebete für Andacht und Feiergestaltung“, dies natürlich in Fraktur. Eine Seite des Vorwortes ist ebenfalls hier als Faksimile abgedruckt. Dieses Heft wurde offensichtlich an allen Schulen um Burg herum genutzt.

Die Entscheidung vom Januar 1941, in Zukunft die Antiqua zur Normal-schrift zu erklären, führte natürlich dazu, dass Hunderttausende Tonnen von Bleisatzschriften der Schwabacher und anderer Frakturschriften eingeschmolzen oder stillgelegt wurden. Nicht genutzte Schriften sind aber für einen Unternehmer totes Kapital. Die Druckereien mussten ihren Bestand an Antiquaschriften erweitern. Wenige Druckereien haben einen gewissen Schatz an Fraktur-Bleisatzschriften über den Krieg hinweg retten können. Einem Teil kann man heute in einschlägigen Museen als Kulturgut begegnen.

Dieser Erlass vom 3. Januar 1941 hatte auch zur Folge, dass die deutsche Handschrift ab dem 1941 beginnenden Schuljahr ebenfalls nicht mehr gelehrt wurde, sondern von diesem Zeitpunkt an wurde auch mit der Hand die lateinische Schrift geschrieben.

Es ist also nicht so, dass „nach 1945 die mit deutschen Buchstaben geschriebene wendische Schrift abgeschafft wurde“ und „bis dahin existiert“ hätte, wie es Han Steenwijk in dem Buch „Der Niedersorben Wendisch“ formulierte (siehe auch Stog 2005). Bereits ab 1937 durfte

in der Öffentlichkeit weder mündlich noch schriftlich die wendische Sprache genutzt werden.

In einem anderen Beitrag dieses Buches wird übrigens auf Seite 28 eine Schrift als Schwabacher bezeichnet, die es aber nicht ist, sondern den Namen „Klingspor“ trägt (nach einem Schriftgießer benannt) und Mitte der 20er Jahre entworfen wurde. Nicht alles Wendische in gebrochener Schrift ist also eine Schwabacher.

Erwähnt sei, dass das Evangelische Gesangbuch, das auf Beschluss der Provinzialsynode der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg vom 7. Februar 1951 in der Evangelischen Verlagsanstalt Berlin erschien, komplett in der Schwabacher gesetzt ist. Es erlebte seitdem viele Auflagen.

Vorstehend wurde Jan Tschichold zitiert.

Zu seiner Person:

Geboren wurde er in Leipzig. Sein Vater war Schriftmaler und die Großeltern väterlicherseits waren „echte Wenden“ und lebten in Pforten (heute Brody) bei Forst. Tschichold bekannte sich ethnologisch stets als Slawe. Er hat im 20. Jahrhundert prägenden Einfluss auf die deutsche Buch- und Schriftkunst ausgeübt. Von den Nazis wurde er als „Kulturbolschewist“ ausgebürgert und lebte danach in der Schweiz und wirkte auch in England und Frankreich.

Schüsse im Spreewald

Die Jagd im Burger Spreewald um 1745

TORSTEN RICHTER

Die Jagd spielte im Spreewald schon immer eine bedeutende Rolle. Sie diente zum einen der Nahrungsbeschaffung, zum anderen und vor allem als Freizeitbeschäftigung des Landadels.

Im 18. Jahrhundert verpachtete der preußische König die Jagden im Burger Spreewald. Eine alte Akte berichtet aus den Jahren 1743 bis 1745 Folgendes: Graf Heinrich von Schönburg zu Werben pachtet die Große, Mittlere und Kleine Jagd für sechs Jahre lang für zunächst 36 Reichstaler pro Jahr. Kurze Zeit später bot der Graf 40 Reichstaler pro Jahr, „um Rotwild, was von der Burger Gegend an der Fehrower Grenze streift, erlegen zu können“. Jedoch überließ der König dem Adligen das Rotwild nicht.

Am 26. August 1745 gingen die Jagdbefugnisse für den Burger Spreewald an den Cottbuser Jagdrat Crüger über. Man kann nur spekulieren, dass der Jagdvertrag zwischen dem König und dem Grafen von Schönburg aufgrund der Rotwild-Differenzen vorzeitig aufgelöst wurde. Jagdrat Crüger pachtete die Jagd für jährlich 35 Reichstaler sowie zehn Hühner. Weiterhin weiß die Akte zu berichten: „Crüger kann selbst oder durch einen Königlichen Förster sechs

Stücken Rotwild in der Setzzeit (!) schießen oder selbst ... in der Schonzeit (!) jeweils zwei Hirsche, zwei Rehböcke und zwei Keiler schießen oder schießen zu lassen“. Anscheinend gab es damals ein freundschaftliches Verhältnis zwischen dem besagten Jagdrat und dem preußischen König. Mehrere Jahrhunderte lang war Jagdrecht allein Herrenrecht. Von dem ursprünglichen Recht des freien Mannes auf Ausübung der Jagd blieb seit dem Mittelalter nicht mehr viel übrig. Die Jagd besaß bei der Nutzung des Waldes immer höchste Priorität. Die Besonderheit der Jagden im Spreewald liegt in den wechselnden Wasserständen. Bei Hochwasser flüchtete das Wild oftmals auf kleine Anhöhen, wo es in größerer Anzahl erlegt werden konnte. Aufgrund der immer kleiner werdenden Waldflächen im inneren Oberspreewald stiegen die Wildzahlen besonders im vergangenen Jahrhundert enorm an.

Quellen:

Brandenburgisches Landeshauptarchiv Potsdam (BLHA) Rep. 2, Nr. F 8362, F 8369, Rep. 7, Nr. 378.
Richter, T.: Die Entwicklung der Wald- und Forstwirtschaft im Spreewalde seit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges.